

(Nachdruck verboten.)

60]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Ich soll abgewiesen werden,“ brachte Pelle heraus und bohrte sich in das Gau, um das Weinen zurückzuhalten.

„Das sollst Du doch woll nicht?“ Lasse fing an zu zittern. „Was kannst Du denn bloß verbrochen haben?“

„Ich hab den Pastor seinen Sohn halb totgeschlagen.“

„Ach, das war bald das Schlimmste, was Du tun konnt'st, Gand an den Pastor seinen Sohn legen! Ich weiß recht gut, daß er es woll verdient haben muß, aber — Du hätt'st es nu doch nicht tun soll'n. Außer, wenn er Dich einen Dieb genannt hat — denn das braucht ein ehrlicher Mann sich von keinem Menschen gefallen zu lassen — und wenn es der König selbst wär.“

„Er — er hat Dich Madam Olsens Kebsweib genannt,“ Pelle hatte Mühe, es herauszubringen.

Lasse bekam einen scharfen Zug um den Mund ballte die Hände. „Om, ja, hm, ja! Gätt ich ihn hier, ich wollt ihm die Gedärme aus 'n Leib rausstreiten, dem Affengesicht! Du hast ihm doch woll genug gegeben, so daß er es noch lange fühlt?“

„Ne, so schlimm war es nicht, denn er wollt sich nicht wehren — er schmiß sich hin und schrie. Und da kam der Pastor!“

Lasse ging eine Weile außer sich vor Zorn umher, von Zeit zu Zeit stieß er eine Drohung aus. Dann wandte er sich an Pelle. „Und nu haben sie Dich abgewiesen? — Bloß weil Du für Deinen alten Vater eingetreten bist! Zimmer muß ich Dich auch ins Unglück bringen, obgleich ich nur Dein bestes will. — Aber was machen wir denn nu, Du?“

„Ich will hier nicht länger bleiben,“ sagte Pelle sehr bestimmt.

„Ne, laß uns hier bloß wegkommen, hier is nie ein andres Kraut als Vermut für uns gewachsen, hier auf 'm Hof. Bieleicht liegen da draußen neue, frohe Tage und warten auf uns. Und Pastors gibt es woll überall. Wenn wir beide uns da draußen zu einer guten Arbeit zusammentun, können wir Geld wie Heu verdienen. Und dann geh'n wir einen Tag hin und schmeißen einem Pastor fünfzig Kronen auf den Tisch, und es müßt schnurrig zugehen, wenn er Dich nicht auf der Stelle funfirmieren tut — und sich am Ende noch obendrein einen Tritt vor den Arsch geben ließ. Die Art Leute, die sind bannig hinter Geld her.“

Lasse hatte sich straff aufgerichtet unter seinem Zorn und seine Augen hatten einen wütenden Ausdruck angenommen. Er schritt schnell durch den Futtergang und schleuderte rücksichtslos nach rechts und links, was ihm in den Weg kam. Pelles abenteuerlicher Vorschlag hatte anstehend auf die jugendlichen Gefühle in ihm gewirkt. Mitten während der Arbeit sammelten sie alle ihre Kleinigkeiten zusammen und packten sie in die grüne Kiste. „Na, werden die hier auf 'm Hof morgen früh große Augen machen, wenn sie kommen und das Nest leer finden,“ sagte Pelle munter. Lasse lachte, daß es gluckte.

Ihr Plan ging dahin, daß sie ihre Zuflucht zu Kalle nehmen und dort ein paar Tage bleiben wollten, während sie sich einen Ueberblick über das verschafften, was die Welt bot. Als am Abend alles besorgt war, nahmen sie die grüne Kiste zwischen sich und schlichen durch die äußere Tür nach dem Felde hinaus.

Die Kiste war schwer, und die Dunkelheit machte ihnen das Gehen nicht leichter; sie bewegten sich in kleinen Stößen vorwärts, wechselten mit den Händen ab und ruhten sich aus. „Wir haben ja die Nacht vor uns,“ sagte Lasse munter.

Er war ganz aufgelebt; während sie auf dem Ristendeckel lagen und sich ausruhten, redete er drauf los über alles, was da draußen lag und auf sie wartete. Wenn er schwieg, begann Pelle. Keiner von beiden hatte sich einen bestimmten Plan für die Zukunft gemacht; sie erwarteten ganz einfach das Märchen selbst mit seinen unsäglich Ueberraschungen. Alles das, was sie instande sein würden, an Bestimmtem auszuführen, wenn sie sich irgendwo niederließen, erschien so winzig im Vergleich mit dem, was kommen mußte; daher ließen sie es nach und nach geben sich dem Ueberfluß in die Hände.

Lasses Lätze traten so unsicher in der Dunkelheit, immer häufiger mußte er die Last niedersehen. Er ward müde und atemlos, die lichten Worte erstarben ihm auf den Lippen. „Ach, wie schwer sie ist!“ seufzte er — „wiediel Dreck scharrt man nicht auch zusammen im Laufe der Zeit. Und dann saß er auf der Kiste und rang nach Atem — er konnte nicht mehr.“

„Hätte man bloß ne kleine Stärkung gehabt,“ sagte er matt. „Wie dunkel und traurig es auch über Nacht ist!“

„Siß mir die Kiste auf den Nacken!“ sagte Pelle, „dann will ich sie ein Stück tragen.“

Lasse wollte nicht, gab aber schließlich nach, und es ging wieder vorwärts; er lief voran und meldete, wenn Gräben und Erdwälle kamen. „Wenn Bruder Kalle uns nu nicht haben kann!“ sagte er plötzlich.

„Das kann er gewiß — da is ja Großmutter's Bett, das is breit genug für uns beide.“

„Aber, wenn wir nu keine Arbeit kriegen? — Denn liegen wir ihm ja zur Last!“

„Wir werden schon was kriegen — es fehlt überall an Arbeitskraft.“

„Ja, Dich nehmen sie schon mit Kuhhand, aber ich bin woll zu alt, um mich auszubieten.“ Lasse hatte alle Hoffnung verloren und untergrub nun auch Pelle.

„Nu kann ich nicht mehr!“ sagte Pelle und ließ die Kiste fallen. Sie standen mit herabhängenden Armen da und starrten auf gradewohl in die Dunkelheit hinein; Lasse verriet kein Verlangen, wieder zuzugreifen, und Pelle war jetzt erschöpft. Die Nacht lag dunkel um sie her und machte alles so verlassen, als flössen sie allein im Weltraum herum.

„Dann müssen wir woll sehen, daß wir weiterkommen,“ rief Pelle aus und wollte die Kiste wieder aufnehmen; als Lasse sich nicht rührte, gab er es auf und setzte sich hin. Sie saßen mit dem Rücken gegeneinander und konnten das rechte Wort nicht finden — es entstand eine immer größere Luft zwischen ihnen. Lasse kroch schauernd in der Nachtkälte zusammen. Wäre er nur zu Hause in seinem guten Bett! seufzte er.

Pelle war kurz davor, zu wünschen, daß er allein gewesen wäre, dann wollte er sein Vorhaben schon ausführen. Der Alte war ebenso schwer mitzuschleppen wie die Kiste.

„Ich glaub, ich geh wieder zurück, Du!“ sagte Lasse endlich kleinmütig, „ich tauge woll nicht dazu, die losen Wege zu treten. — Und Du wirst auf diese Weise ja auch nie funfirmiert! Wenn wir zurückgingen und Kongstrup hätten, daß er ein gutes Wort bei dem Pastor für uns einlegt.“ Lasse stand da und sagte an den einen Hentel der Kiste.

Pelle blieb eine Weile sitzen, als höre er nichts. Dann sagte er schweigend an und sie arbeiteten sich nach Hause über die Felder in einer anstrengenden Wanderung. Jeden Augenblick war Pelle müde und mußte sich hinsetzen; jetzt, wo es nach Hause ging, war Lasse der Ausdauernde. „Ich könnt sie am Ende ganz gut ein kleines Stück allein tragen — wenn Du sie mir auf den Nacken helfen wollst,“ sagte er. Aber davon wollte Pelle nichts hören.

„Puh, ha!“ Lasse atmete wohlbehaglich auf, als sie wieder im Kuhstall in der Wärme standen und die Kühe in trägem Wohlsein puzten hörten. — „Hier is es gemütlich, Du. Es is beinah, als wär man wieder in seine Kinderheimat gekommen. Ich glaub, den Stall hier könnt ich an der Luft erkennen, wo in der Welt sie mich auch dareinführten, mit verbundenen Augen.“

Nun, wo sie wieder zu Hause waren, konnte Pelle auch nicht umhin, es hier wirklich ganz schön zu finden.

23.

Sonntagvormittag zwischen dem Tränken und dem Mittagessen stiegen Lasse und Pelle die hohe steinerne Treppe hinauf. Sie stellten die Holzschuhe oben auf die Diele und standen nun vor der Tür des Herrenzimmers und schüttelten sich — die grauen Strumpfsocken waren voll von Spren und Erde. Lasse hob die Knöchel prüfend in die Höhe, hielt aber inne. „Hast Du Dich nu auch gut ausgeschoben?“ fragte er flüsternd. Seine Miene war gespannt. Pelle schnob noch einmal auf und fuhr mit dem Blusenärmel über die Nase hin.

Lasse erhob abermals die Knöchel, er war sehr bedrückt. „Kannst Du denn nicht ein bißchen still sein?“ sagte er ärgerlich zu Pelle, der wie eine Maus da stand. Lasses Knöchel bewegten sich drei- viermal durch die Luft, ehe sie gegen die Tür fielen;

Dann stand er mit Welle hart an der Türfüllung und lauschte. „Es ist wohl keiner da,“ flüsterte er raslos.

„Dann geh doch bloß rein,“ rief Welle aus — „wir können ja nich den ganzen Tag hier stehen bleiben.“

„Dann kaufst Du ja zuerst reingehen, wenn Du meinst, daß Du Dich besser da auf verstehst,“ entgegnete Lasse verlegt.

Welle öffnete schnell und ging hinein. Es war niemand im Zimmer, aber die Tür zur Wohnstube stand offen, und da drinnen ertönte Krongstrups behagliches Prusten. „Is da jemand?“ fragte er.

„Ja, Lasse und Welle!“ antwortete Lasse mit einer Stimme, die nicht gerade sehr tapfer klang.

„Könnt Ihr hier hereinkommen?“

Krongstrup lag auf dem Sofa und las in einem Kalender, auf dem Tisch neben ihm lag ein Stapel alter Kalender und daneben stand eine Schale mit kleinen Kuchen und dergleichen.

Er verwandte die Augen nicht von seinem Buch, nicht einmal als die Hand gewohnheitsmäßig nach der Schale langte, um etwas in den Mund zu stecken. Er lag da und sog es in sich hinein und schluckte es allmählich herunter, während er las; für sie hatte er keinen Blick — nicht eine Frage, was sie wollten oder irgend eine Meüßerung, die sie in Gang hätte bringen können. Dies hier war, als werde man ausgeschickt um zu pflügen und wisse nicht wo. Er war am Ende gerade bei etwas sehr Spannendem.

„Na, was wollt Ihr denn?“ fragte Krongstrup endlich mit feiner matten Stimme.

„Ja — ja, der Herr müssen entschuldigen, daß wir so mit was kommen, was nichts mit der Wirtschaft zu tun hat. Aber so wie sich die Sachen nu mal stellen, haben wir keinen anderen Menschen, an den wir uns wenden können, und da sag ich denn zu dem Jung: der Herr wird wohl nich böse werden, sag ich, er hat manch Liebes Mal gezeigt, daß er Herz für uns arme Denbels hat — und so! Nu is die Sache ja die, hier in der Welt, daß wenn man auch bloß ein armer Kerl is, der zu nichts nich gut is, als den Dreck vor den Andern aufzunehmen, so hat uns der liebe Gott sein Vaterherz doch nich von uns abgewandt. Und es kann einem ja weh tun, wenn man sieht, daß die Schuld des Vaters für den Sohn ein Knüttel zwischen den Beinen is.“

Lasse stockte. Er hatte sich alles vorher ausgedacht und es so zurechtgelegt, daß es auf schlaue und ansehnliche Weise zu der Sache selbst führte. Aber nun kam die ganze Geschichte in Unordnung, und der Herr sah so aus, als habe er auch nicht einen Ruck davon verstanden. Er lag da und langte nach den Kuchen und sah hilflos nach der Tür hinüber.

„Die Sache is ja auch die, daß ein Mann den Wittverstand satt kriegen kann,“ begann Lasse von neuem, gab es aber sofort auf, den Gedanken zu verfolgen. Wie er sich auch anstellte, ging er rund um die Sache herum und konnte nirgends seinen Haken einschlagen — und nun fing Krongstrup wieder an zu lachen. Eine noch so kleine Frage von ihm hätte mitten in das Ganze hineinführen können; aber er ppropfte nur den Mund voll und faute so recht breit.

Lasse war äußerlich niedergeschlagen und inwendig wütend, er stand da und schickte sich an zu gehen. Welle glogte die Bilder und die alten, glänzenden Mahagonimöbel an, er bildete sich seine Ansicht über alles.

(Fortsetzung folgt.)

Hauserziehung und Volkskultur.

Von Professor Paul Ratorp in Marburg.*)

Die Hauserziehung und die Erziehungsarbeit der öffentlichen Schule sind die Grundlagen der Volkserziehung überhaupt. Alle freie Arbeit an der Kultur des Volkes muß mit den Voraussetzungen rechnen, die durch sie hergestellt werden, und ob sie nun deren Wert in gleicher Richtung weiterführen oder ihre Mängel ergänzen, ihre Fehler verbessern will, sie muß den Boden kennen, auf dem sie ihren Bau errichten soll. Aus diesen Rücksichten kann sie nicht gleichgültig sein gegen die Erziehungsarbeiten des Hauses und der Schule, gegen das, was sie ist, was sie unter geeigneten Bedingungen sein könnte und sein sollte. Mit einem Wort, wir sollten von Pestalozzi gelernt haben, daß die Aufgabe der Erziehung zulezt nur als Ganzes ins Auge gefaßt werden darf, weil sie in sich ein unteilbares Ganzes ist.

Wir rühren damit an die vielleicht ernsteste Schwierigkeit der Erziehung gerade in der modernen Entwicklung. Pestalozzi konnte

diese Schwierigkeit noch nicht in der ganzen Schärfe empfinden, wie wir sie heute empfinden müssen. Die Industrie hatte ihren verderbenden Einfluß auf die Familie wohl hier und da schon gezeigt; aber noch konnte man hoffen, sie zu retten oder wiederherzustellen. Mit der ungeheuren Entwicklung, welche die Industrie seither genommen hat, ist die Gefahr unabsehbar gewachsen. Sie entzieht ja den Arbeiter, die Arbeiterfrau und oft das Arbeiterkind dem Hause. Immerhin, sie muß nicht das Hausleben sofort ganz zerstören; man hat auf Schutz sich besonnen; ein Bestreben auf Kürzung der Arbeitszeit und Erhöhung des Arbeitslohnes hat kräftig eingesezt, ist in beträchtlichem Umfang schon mit Erfolg gekrönt, und ein weiteres Vordringen in dieser Richtung ist möglich und mit Sicherheit zu erwarten. Aber vielleicht erst die ernsteste Schwierigkeit liegt darin, daß auch eine gewisse Bodenständigkeit der Bevölkerung, welche eine der wesentlichsten Vorbedingungen zum lebendigen Fortwirken eingewurzelter Sitte, dauernder, naher, unmittelbar wirkender menschlicher Beziehungen überhaupt, als besonders die wesentlichste Vorbedingung für die Möglichkeit eines Hauslebens, wie es Pestalozzi vor Augen steht, jedenfalls ist, mit dem Vordringen der Industrie kaum vereinbar scheint. Die Massenansammlung industrieller Unternehmungen in den Großstädten und in großen Industriebezirken (z. B. dem Niederrheinisch-Westfälischen Industriegebiet) mit allen ihren unabsehbaren Folgen; der starke Zustrom nicht eingeseffener, zumal fremdländischer Bevölkerung zu diesen Zentren; die mit der Industrialisierung unvermeidlich zusammenhängende Verteilung zu oft nichtigen Genußnahmen und Lebensgewohnheiten bei gleichzeitiger Verteuerung des notwendigen Lebensbedarfs; die aus derselben Quelle stammende gewaltige Vermehrung der Verkehrsmittel und -gelegenheiten, die eine so ungeheure Unruhe in das ganze Leben solcher Zentren bringt — das und so vieles andere damit Zusammenhängende, was hier nicht alles einzeln aufgezählt zu werden braucht, kann ja nicht anders als auflösend wirken auf einen so zarten, vor allem auf eine gewisse Beständigkeit der Lebensverhältnisse angewiesenen Organismus wie den der Familie. Und so sehen wir das Hausleben überall schwer erschüttert, stellenweise schon fast enturzelt. Besonders das junge Geschlecht, in welchem nicht die Ueberlieferungen des vorindustriellen Zeitalters noch mehr oder minder nachwirken, welches von der ungeheuren Flutwelle dieses „modernen“ Lebens, dem oft kein Gestern und kein Morgen mehr zu gelten scheint, widerstandslos gepackt und forgerissen wird, gibt sich ihm vielfach, ganz ohne Ahnung eines Unrechts, ohne Bewußtsein einer ersten Gefahr, gefangen, und meint damit vielleicht gerade die rechte Freiheit sich zu erobern. Die Ehe selbst hat vielfach schon ganz den Sinn der lebenslangen Vereinigung verloren. Die Aufsicht der Nachkommenschaft, sonst noch der sicherste Halt für die Ehe selbst, wird mit erstem Willen und Entschluß oft gar nicht mehr übernommen, wie sie denn auch durch die sich unablässig steigende Not des Daseinskampfes offenbar zu einer immer drückenderen Last wird. Es tut bald nicht mehr not, daß da noch edle Volksgenossen auftreten, welche ausdrücklich davon abraten, mit dieser Bürde sich zu belasten; es bedarf solcher Predigt schon kaum mehr, da das Leben jedes Tages längst derber und brutaler, und damit nur um so wirksamer, dasselbe predigt. Die physische und moralische Zerrüttung freilich, die daraus nur folgen kann, kündigt sich gleichfalls in vielem schon an; es ist nachgerade unverantwortlich, an diesen Dingen vorbeizugehen und sich schönen Träumen von einer edleren Volkskultur hinzugeben, wo schon die erste Wurzel vielfach so angefault ist. Es muß hier eine Rettung gefunden werden, oder alle weitere Hoffnung ist vergeblich. . . .

Ich denke mir die Lösung so: daß Verbände von Familien zwecks gemeinsamer Erziehung zunächst der vorschulpflichtigen Kinder sich bilden. Sei selbst der größere Teil der Familien in Arbeiterkreisen außerstande, tagsüber den Kleinen Aufsicht, Zucht und erste Unterweisung in hinreichendem Maße zuteil werden zu lassen, einer Gruppe von Familien wird es viel eher möglich sein, eine oder einige Personen für diese Aufgabe frei zu erhalten, indem für sie der Unterhalt von den übrigen zugleich bestritten wird. Es müßten dazu natürlich die hierfür geeignetsten Personen ausgewählt werden, für die man sich leicht auch eine gezielte Ausbildung, ähnlich der unserer Kindergärtnerinnen, vorstellen kann. Ich denke mir zunächst kleinste Gruppen etwa zu 20 bis 25 Kindern unter zwei oder drei leitenden Personen, älteren verheirateten Frauen oder Witwen, oder auch unverheirateten jüngeren oder älteren Mädchen; für Handfertigkeitsübungen, Gärtnerarbeit und dergleichen könnten es sehr wohl auch Männer sein, die vielleicht zu schwererer Arbeit nicht fähig, aber zu solcher Tätigkeit vorzüglich geeignet sind. Bestehe es in einer Gruppe an geeigneten Personen, so müßten solche aus benachbarten, stets aber gleichaltrigen, also wiederum Arbeiterkreisen herangezogen werden. Für den Anfang natürlich müßten freiwillige Hilfskräfte aus den oberen Volksschichten gleichsam zur Pionierarbeit vorangehen, also solche Einrichtungen vorerst getroffen werden für Arbeiterkreise von Nichtarbeitern, immer aber mit dem bestimmten ausgesprochenen Ziele, mehr und mehr Kräfte aus den Arbeiterkreisen selbst dazu heranzuziehen und zu befähigen; mit der Bestimmung also, daß allmählich die ganze Organisation auf diese selbst übergehe. Die gedachte Einrichtung würde, erst einmal da, übrigens ganz von selbst diese Wirkung haben; sie würde wie von selbst dafür taugliche Männer und Frauen der arbeitenden Klassen zu dieser Erziehungsarbeit anlocken, ausrüsten und unvermerkt in sie hineinwachsen lassen.

*) Diese Ausführungen entnehmen wir dem Werke „Volkskultur und Persönlichkeitskultur“, das dem Sozialisten eine Fülle von Anregungen bietet. (Verlag von Duxelle u. Meyer in Leipzig. Preis geb. 3 M., geb. 3,60 M.)

Denn ich denke mir diese Organisation wiederum nicht isoliert. Zunächst müßten Gruppen solcher Gruppen sich wieder zu größeren Verbänden zusammenschließen zwecks gegenseitiger Hilfe; man würde je nach Zweckmäßigkeit zu Körperübungen, Spielen, Ausflügen, Festen sich vereinigen. Die kleineren Verbände brauchten auch nur kleinere Räumlichkeiten; für alles, was größere Räume fordert, wären die größeren Verbände da. Die laufenden Kosten, besonders den Unterhalt des Personals, würden die vereinigten Familien bestreiten, die Räumlichkeiten, namentlich größere, soweit nötig, würden von den Gemeinden oder etwa großen Abeitgebern oder Vereinigungen von solchen gestellt oder gegen billigen Zins vermietet werden. Ueber das alles läßt sich voraus nichts theoretisch festlegen, die Praxis müßte lehren, was da im einzelnen das Richtige ist. Fest aber steht mir das Eine: alle Vorbereitung müßte streng ferngehalten, vielmehr alle Einrichtungen von Anfang an darauf gerichtet sein, die Selbstverantwortlichkeit, die eigene Beteiligung des Volkes und Selbstkontrolle zu wecken und dauernd zu sichern. Dezentralisation muß hier wie in allem, die Lösung sein; Gemeinschaft, aber freie, d. h. auf Selbstkontrolle gegründete. Gemeinde und Staat müßten gewiß für den schweren Anfang die nötige äußere Hilfe bieten, anregen, schützen, auf jede Weise fördern und ermutigen, nicht aber leiten und bevormunden, am wenigsten die ganze Sache in ihrer Hand halten wollen. Denn genau darauf kommt es an, daß das Volk nicht von der Erziehungspflicht entbunden und ihrer Erfüllung entwöhnt, sondern zu ihrem vollen Bewußtsein wieder geweckt, aber auch in die Lage versetzt wird, sie erfüllen zu können in einer Weise, wie es den so tief veränderten Bedingungen seines ganzen Lebens angemessen ist. Denn den Glauben dürfen wir uns nicht rauben lassen, daß keine ganze Volksklasse sich dieser hohen und heiligen, geradezu für alle anderen grundlegenden Pflicht würde entziehen wollen, wenn sie zu ihrer Erfüllung nur klare und gangbare Wege sähe, wenn nicht vielmehr alles ihre Erfüllung ihr nur erschwerte und oft geradezu unmöglich machte. Denn keine ganze Volksklasse will dem Verderben so handgreiflich in den Rücken laufen; eine solche Vorstellung halte ich für weltfremder als die vertieften Träume des pädagogischen Idealismus.

frühlingsblumen.

Der ungemein gelinde Winter ist nicht ohne merklchen Einfluß auf die Vegetation geblieben. Die Flora, abhängig wie sie nun einmal von den klimatischen Verhältnissen ist, hat sich diesen vollständig angepaßt. Schon den ganzen Winter hindurch wurde von einzelnen Abnormitäten der Vegetation, hervorgerufen durch die gelinde Bitterung, berichtet. Im Februar setzte ein wahres Frühlingswetter ein und machte seinen Einfluß auf die Vegetation im Freien in staunenerregender Weise geltend. Da hatte der März leichte Arbeit und das ganze Heer der Frühlingsblüher schied sich an, seine Blüten zu öffnen; teils sind sie schon da und warten nur darauf, gepflückt zu werden, um zu lodernen Sträußen in Vasen angeordnet, dem Heim naturfroher Menschenkinder als Zier zu dienen.

Ein Ausflug aufs Land lehrt uns dieses. Da ist im Schutze einer Hecke ein gelbes Sternblümchen erblüht, die gelbe Vogelmilch. Die Hecke ist — wie Rohmäher so treffend sagt — „ganz und gar das Bild des Ueberganges vom Tode zum Leben. Neben den abschreckenden Zeichen des Todes, den noch fest hängenden Blättern des Hornbaumes, gehen die tausend goldbeuen Blütensternelein des Hartriegel auf, der mit jenem die Hecke bildet. Leicht erkennt man einzelne noch nicht aufgesprungene dicke Blütenknospen neben den schmalen, spitzen Laubknospen, die noch einige Wochen warten, ehe sie es jenen nachtun. An den straffen, schnurgeraden Zweigen sitzen die zierlich n Blütensträußen paarweise gegenüber, und so klein die Blüten sind, wehen sie doch einen zarten, goldgelben Schleier über die Teile der Hecke, die die Hartriegelstämmlchen mit ihrem eisenfesten Holze durchflechten.

Am Fuße der Hecke finden wir bunte Genossen der Vogelmilch. Dort ist die Hainanemone, die wohl nirgends in Deutschland als eine der ersten Sendboten des Frühlings fehlt; denn in Hainen und auf Wiesen, an Säunen und Feldrainen erblinden wir sie überall, wie sie gefellig beisammensieht und auch dem unaufmerksamen Auge auffällt durch ihren regelmäßig abgeschlossenen Bau, indem am dünnen, spannenlangen Stengel aus dem Vereinigungspunkte der stets dreifach geteilten Blätter die immer nur eine weiche, nickende Blüte emporragt.

Dort lockt ein sumpfiges Gebüsch, auf dessen Gezweig der verhäulende Blätterfächer den Blick in sein Inneres noch nicht wehrt. Ein gelber, magischer Schimmer ist darüber ausgegossen. Er geht von den grüngelben Blütensträußen des Spitzhorns aus, von den gelben Kästchen des Weidenbüsches und den gelben Raupen der Frau Hasel. Wie ist hier so recht eigentlich alles ein Auferstehungsfest! Alles trägt noch das Merkmal des jungen, erst geborenen Lebens. Alles leuchtet golden; denn fast nur gelbe Blüten strahlen uns entgegen.

Junges Leben und noch unvertweste Leichname kämpfen noch um die Behauptung des Planes. Noch bedecken zahllose dürre Blätter den Boden. Die Nacht der Auflösung ist noch nicht mit ihnen fertig geworden, aber sie sind morsch und ihrem endlichen Zerfallen nahe genug; die mit jedem neuen Morgen steigende Wärme, Tau und

Regen wird sie bald vollends beseitigen, und bald legt sich ein dichter Rasen üppig emporstrebender Kräuter über sie hin und schöpft aus dem Stoffe ihrer Auflösung neuen Lebenssaft.

Dort steht, alle überstrahlend, in kräftigem Bau die Dotterblume. Ihre strammen, kurzen Stengelglieder tragen in jugendlicher Kraft die glänzenden, herzförmigen Blätter, durchdrungen von einem saftigen, feinen Grün. Jene ähnliche Pflanze ist das Scharbockskraut. Während die meisten Frühlingspflanzen ihr lachendes Blüthengeicht zwar nur dem Frühlings zeigen, aber noch lange dem nach ihm folgenden Herrn dienen, unter dessen Regiment ihren Samen reifend und in der Verlaubung fortlebend — so erwacht und stirbt diese Pflanze mit dem Lenze, nichts übrig lassend als „Tausende von kleinen, nickenden Kokolden“. So nennt der Restor vollstämmlicher Naturbeschreibung die kleinen Knöllchen, durch die sich das Scharbockskraut fortpflanzt und die die Ursache bilden zu den Erählungen vom Getreidereggen.

Nicht nur draußen im Felde, auch im Garten sind Floras Kinder, seit Wochen zum Teil, aus dem diesmal so kurzen Winterschlaf erwacht. Mähliedchen hat mit dem Blüten kaum aufgehört. Die Schneerose kommt längst ihre Pracht entfalten. Schneeglöckchen, Märzbecher, gelber Safran und seine weißen und blauen Brüder sind mit vielen anderen Zwiebelgewächsen im Verein bemüht, dem Garten ein frühlingsmäßiges Aussehen zu verleihen.

Im Boskett tun's die Rächenträger ihren Schwestern und Brüdern draußen im Felde gleich. Und unter ihnen verbreitet ein Bewohner unserer Wälder balsamischen Duft: der Seidelbast, den der Gärtner in Kultur nahm, und der aus der kleinen Waldform verschiedene großblumige Gartenformen züchtete. Ein anderer Strauch entzückt durch seine gelben Blüten, es ist die Forsythia. Die schlanken, dicht mit Blumen besetzten Zweige dieses Strauches nehmen sich in der Blumenwase ganz besonders vornehm aus. Eine besonders frühe Magnolie hat bereits ihre weißen Blumen geöffnet; die farbigen Schwestern dieser Pflanze werden sich ihr in Kürze anschließen.

Auch von Prunusarten blühen manche schon recht zeitig im Frühjahr. Da ist der rosenrot gefüllte Mandelbaum, den die Gärtner bereits vor Weihnachten zur Blüte zwingen; dann die gewöhnliche Schlehe, von der die Gärtner auch eine gefüllte, gleichfalls weiß blühende Art herangezögelt haben; da ist die japanische Mandelkirsche und unser gewöhnlicher Mandelbaum mit seiner gefüllten Form — das sind nur einige der frühblühenden Prunusarten. Die Ribesarten kommen hinzu mit goldgelb blühenden, rötlichen und blutroten Blütentrauben. Die Spiräe entfendet aus ihrer artenreichen Gattung gleichfalls einige Frühblüher, so Thunbergs Spiräe mit kurz gestielten, in Büscheln stehenden zweigen Blütenknöpfchen und andere mehr.

Im Staudenquartier des Gartens will's dies Jahr natürlich auch zeitiger zur Blüte kommen. Das reckt sich und streckt sich und wächst heraus aus dem Boden, daß es eine Lust ist, zuzuschauen. Wuß das binnen kurzem einen herrlichen Blumenflor abgeben! Wenn nur kein garstiger Sturm mit Eis und Kälte dazwischenfährt und die zarten Kinder Floras ob ihrer Raseweisheit straft! Es wäre schade um die leimende Herrlichkeit. Und wer ein Gärtchen sein eigen nennt, der gebe darum Obacht, er schütze seine Lieblinge vor gefahrdrohenden Nächten; sie werden's dankbar lohnen.
H. K.

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Moderne Glasbilder. Zwei große Berliner Glasmalereien haben den vernünftigen Gedanken gehabt, Werkstattausstellungen zu veranstalten. Es verlohnt sich sehr, dorthin zu gehen. Der eine Aussteller ist Gottfried Heinersdorf, Münchener Straße 49, der andere J. Schmidt, Potsdamer Straße 38, im Lipperheide-Haus. Sonnabend und Sonntag sind beide Ausstellungen bei freiem Eintritt noch zugänglich. Heinersdorf von 10—2, Schmidt von 9—5 Uhr.

Was gibt es dort zu sehen, was ist eine Glasmalerei? Wie werden sie zumeist als einen Schwind des Fensters vermuten. Das Fenster aber gehört zu den architektonischen Elementen. Um so mehr, wenn es durch Form und Farbe die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade beansprucht. Es hat den Gesetzen des Raumes und der den Raum begrenzenden Flächen zu gehorchen. Damit ist gesagt, daß das bunte Fenster, ob fest montiert, ob mobil, niemals eine Ausbuchtung des Räumlichen verursachen darf. Einem Fensterbild gebührt kein peripetivischer, dreidimensionaler Effekt; das Fensterbild soll, obgleich es das Licht einläßt, doch ein Abschluß sein und die Festigkeit des Raumes unterstützen. Welcher Art auch immer das Motiv des Glasfensters sein möge, die formale Lösung hat den Bedingungen des Ornamentes zu genügen. Das Fensterbild, das mechanisch das Hinausschweifen des Blickes hindert, soll auch psychologisch und ästhetisch das sinnliche und geistige Auge in das Rauminnere bannen. Durch das Glasbild soll der Raum seinem Wesen nach eine erhöhte Wirkung, eine tiefere Wärme, einen größeren Reichtum, eine entschiedeneren Geschlossenheit bekommen. Dennoch bedeutet gerade die Transparenz das Leben des Glasbildes. Das Glasbild soll eine Mauer aus farbigen Licht vortäuschen.

Alles, was die Transparenz mindert, ist zu meiden. Dazu gehört vor allem pastos aufgetragene Farbe. Vorans folgt, daß der Begriff Glasmalerei eigentlich ein Verlegenheitsprodukt ist. Es werden wohl einige Stoffe, das Schwarzlot, das Silbergelb mit dem Pinsel aufgetragen; dem Prinzip nach bedient aber die Farbwirkung dem Glaskörper. Man könnte also mit Recht von einem Glasmalfarb geben, einem Zusammenfassen des Bildes aus einzelnen Stücken farbiger Gläser. Es hat in der Tat Zeiten gegeben, die allein dies kunstvolle Verfahren nutzten; auch heute verwendet zum Beispiel Alois Moser in Wien prinzipiell das reine Glasmalfarb. In den weitaus meisten Fällen aber wird die Wirkung der durch die Meiruten zusammengehaltenen farbigen Gläser mit Hilfe von Schwarzlot und Silbergelb bereichert. Durch das Schwarzlot lassen sich Schattön und Halböne, Abdunkelungen, Verleibungen innerhalb einer Farbfläche schaffen; das Silbergelb kann als reine Farbe, kann aber auch als Wischmittel genutzt werden, etwa so, daß Blau durch die Hinterschmelzung von Silber beim Lichtdurchfall in Grün gewandelt wird. Die Glasa solcher Nuancierung ist sehr groß. Es gibt indes noch andere Mittel, die Effekte des Glasmalfarbes zu mehrern. Man kann zwei Gläser von verschiedener Farbe übereinander legen, auch Gläser von verschiedener Struktur. Oder man verwendet Ueberfanggläser, das heißt Scheiben, die aus zwei übereinander geschmolzenen Farben bestehen. Man kann dann nach dem Schema einer bestimmten Zeichnung eine der Schichten fortlassen und so etwa weiße Streifen in einer roten Fläche oder blaue Punkte in Violett (dann wurde das Rot fortgezogen) gewinnen. Man sieht also, daß der Glasmalerei mancherlei Möglichkeiten der Farbmischung, der Lichtnuancierung und der Musterung innerhalb einer Glasfarbe zur Verfügung stehen; Bedingung aber bleibt: daß niemals Farbstoff in dem Sinne, wie ihn etwa die Tafel- oder Wandmalerei benützt, aufgemalt wird. Und zwar darum, weil jede aufgemalte Farbe die Transparenz und dadurch die Wirkung des Glasbildes beeinträchtigen würde.

Solcherart sind nun die Arbeiten in den beiden Ausstellungen. Und was sonderlich beachtet sein will: sie sind zumeist Ausführungen nach Entwürfen vortrefflicher Künstler. Bei Heinersdorff finden wir den leidenschaftlichen Beschleuniger, der saite Kluten aufbrennen läßt; wir finden Thorn-Brücker, einen Meister der monumentalen Linie, der ein Neupferstet aus den Bleien zu gewinnen weiß. Bei Schmidt gehören die besten Fenster dem Professor Joseph Goller, dem Professor A. Gühmann. Von Goller phantastische Kompositionen, stark und behäbig in der Form, fastig in der Farbe. Von Gühmann ein grüngauner Kreuzförmiges, auf blauem, flächig abgeschatteter Grund, der Nimbus und ein Fleck zu den Füßen in brennendem Rot.

H. Dr.

Physiologisches.

Die Bekömmlichkeit der Gemüse. Eine reichliche Berücksichtigung von Gemüse in der täglichen Ernährung gehört zu den Grundregeln, die ganz allgemein befürwortet werden. Auch wenn man nicht der gänzlichen Ausscheidung von Fleisch aus dem Speisezettel das Wort reden will, so besteht doch heute volle Einigkeit in der Annahme, daß reine Fleischnahrung unter Ausschaltung von Gemüse für die dauernde Gesunderhaltung des Körpers nicht zuträglich ist. Dabei spricht aber eine merkwürdige Frage mit, deren Klärung der Wissenschaft nicht leicht fällt. Alle Pflanzenteile enthalten eine größere oder geringere Menge von Holzstoff (Zellulose), der außerhalb des Magens nur unter Mitwirkung von Bakterien gelöst werden kann, indem diese die Zellwände sprengen, und zwar dadurch, daß sie eine Gärung einleiten. Ueber das darin liegende Rätsel der tatsächlich zustande kommenden Verdauung von Zellulose im tierischen und menschlichen Körper hat sich Professor A. Schmidt aus Halle im Verein für innere Medizin in Berlin ausgesprochen. Die großen Wiederläufer wie die Rinder können eine gewaltige Menge von Zellulose ihrem Körper einverleiben, nämlich täglich etwa 3 Kilogramm. Allerdings tritt die Verdauung der Zellulose hauptsächlich erst im Darm ein, und zwar beim Tier dort, wo am meisten Bakterien vorhanden sind, während beim Menschen merkwürdigerweise die Zelluloseverdauung am besten stattfindet, wenn möglichst wenig Bakterien im Darm vorhanden sind. Diese Widersprüche lösen sich wahrscheinlich teilweise durch die Berücksichtigung der Tatsache, daß die Zellulose immer mit anderen Stoffen verbunden vorkommt und demnach auch ganz verschiedenen Wirkungen unterliegt.

Sobiel ist sicher, daß sie für den Menschen schlechthin unbrauchbar ist, wenn sie nicht für den Gemüß in geeigneter Weise vorbereitet ist. Deshalb sind alle Arten von rohem Gemüse, zum Beispiel Radieschen oder Mohrrüben, schwer verdaulich und werden nur zum Teil ausgenutzt. Wie in allen Fällen sind die einzelnen Menschen freilich auch in diesem Punkt nach ihren Fähigkeiten sehr verschieden veranlagt. Manche werden auch rohe Gemüse hinreichend bewältigen, während andere sogar gelochtes Gemüse, zum Beispiel Erbsen, nicht zu verdauen vermögen. Professor Schmidt hat den Gründen nachgeföürt, auf denen diese Unterschiede beruhen. Sie beginnen bereits bei der Zerkleinerung im Munde, deren gesundheitliche Bedeutung auch bei der Kindererziehung noch viel stärker herückfichtigt werden müßte, als es gewöhnlich bisher geschieht. In zweiter Linie ist die Zusammenfegung und Menge des Magen-safts von Bedeutung. Wo in dieser Hinsicht ein Mangel vorliegt, der im allgemeinen mit dem Ausdruck „schlechter Magen“ bezeichnet

wird, muß ein Gemüse, wenn es als Nahrungsmittel voll zur Geltung kommen soll, nicht allein gelocht, sondern auch noch durchgeschlagen werden, damit die Zellwände bereits vorher eine Zerkleinerung erfahren haben. Am schwersten verdaulich von allen Stoffen, die mit den Gemüßen in eine Gruppe gestellt werden, sind die Pilze, weil sie außer der Zellulose auch noch das sogenannte Chitin enthalten. Beiläufig sei noch bemerkt, daß die Gewohnheit, einem Gemüse beim Kochen etwas Natron zuzusetzen, die Verdaulichkeit der darin enthaltenen Zellulose nicht verbessert.

Technisches.

Das Spiegelglas und seine Herstellung. Die Kenntnis des Glases geht weit zurück in die Geschichte der Menschheit; die ersten Anfänge verlieren sich im Dunkel der Vergangenheit. Die Geschichte der Herstellung des Spiegelglases hingegen liegt innerhalb der letzten 200 Jahre. Es besteht aus denselben Grundbestandteilen wie das gewöhnliche Glas mit Hinzufegung von etwas Arsenik und Holzöl. Die Fabrikation ist sehr mühsam und verlangt große Sorgfalt, sofern die besten Qualitäten erzielt werden sollen. Das meiste Spiegelglas wird in Frankreich und Belgien verfertigt, und es ist wohl von Interesse, dem Fabrikationsprozeß in einem dieser großen Spiegelglasmwerke zu folgen. Wer zum ersten Male bei Nacht ein derart großes Spiegelglaswerk betritt, wird sich wundern, alle Schmelzöfen geschlossen zu finden. Nur das dumpfe Geräusch eines mächtigen, aber eingeschlossenen Feuers ist in der Stille vernehmbar. Von Zeit zu Zeit öffnet ein Arbeiter eine Klappe, um in den Ofen zu sehen und den Zustand des Glases zu beobachten. In den Augenblicken beleuchtet dann eine lange, bläuliche Flamme die Seiten der nahestehenden Kühlöfen, die schweren, großen Gießplatten und einige Matrizen, auf denen halbangelegte Arbeiter ruhig schlafen. Plötzlich schlägt die Uhr; ein Signal erschallt, die Pfeife des Aufsehers ertönt, und ungefähr dreißig starke Männer erheben sich von den Matrizen. Jetzt beginnt die Arbeit mit einer Geschwindigkeit und Präzision wie bei einem Artilleriemarsch. Die Schmelzöfen werden geöffnet; große mechanische Vorrichtungen erfassen die glühenden Schmelztiegel, ziehen sie aus dem Ofen, heben sie empor und bewegen sie gleich kolossalen Feuertugeln an den schwarzen, eisernen Balken der Decke entlang. Plötzlich halten sie an, und jeder der gewaltigen Kessel senkt sich langsam über einen großen gußeisernen Tisch, der vor dem geöffneten Schmelzofen eines Kühlens steht. Wieder ertönt ein Signal; die Schmelztiegel neigen sich, und die schöne, opalartige Flüssigkeit ergießt sich glänzend, durchsichtig und geschmeidig über die Platten auf den Tischen. Auf ein neues Signal bewegt sich eine Walze über das glühende Glas, worauf dann ein Arbeiter mit kühner, sicherer Hand die etwa sich zeigenden Fehler in der Flüssigkeit abschöpft. Hierauf schieben ungefähr zwanzig Arbeiter mit ihren Werkzeugen die großen Platten mit dem Glase in den Ofen, wo es langsam gekühlt wird.

Das Herausnehmen aus dem Kühlöfen ist nicht von so dramatischen Szenen begleitet wie das Gießen. Dennoch ist es interessant zu beobachten, wie zwölf Arbeiter, nur mit Lederriemen versehen, die große, dünne, zerbrechliche Platte heben und sie in langsamen, genau Takt haltenden Schritten auf den Ranten von den Öfen nach den Gestellen bringen, wo jetzt das Schleifen und Polieren vorgenommen wird. Das Glas ist noch rau und undurchsichtig; erst allmählich bekommt es durch das Schleifen und Polieren die kristallartige Durchsichtigkeit und wunderbare Glätte, die wir an ihm schätzen. Das Schleifen selbst wird durch Maschinen mit erst grobem, dann immer feinerem Sande bewerkstelligt, bis zuletzt beim Polieren, das bei dem besten Glase mit der Hand geschieht, allerfeinstes Sandpapier in Anwendung kommt. Bei diesem Prozeß verliert das Glas immer mehr als ein Drittel seines ursprünglichen Gewichtes.

Die größten Platten, die bis jetzt angefertigt worden sind, haben einen Flächeninhalt von ungefähr 27 Quadratmetern, bei einer Dicke, die zwischen drei Zentimetern und einem ganzen Zentimeter schwankt. Wie sich denken läßt, bietet der Transport dieser großen, dünnen Flächen erhebliche Schwierigkeiten. Solche Scheiben, die viele hundert Mark kosten, können unmöglich auf gewöhnlichem Wege von der Fabrik nach ihrem Bestimmungsort befördert werden; auch sind die gewöhnlichen Eisenbahnwaggons für den Transport ganz ungeeignet. Gewöhnlich werden drei große Platten in einem Holzlasten mit zwischenliegendem Stroh ganz eng zusammengepackt. Diese Kisten werden dann auf eigens dazu von den Glaswerken gebaute Eisenbahnwagen geladen, deren Boden so tief ist, daß er fast mit den Gleisen gleichläuft. Diese Vertiefung ist notwendig, damit die hohen Kisten die Tunnel und Brücken passieren können. Die Kisten stehen natürlich auf der Kante, und jeder Wagen enthält sechs bis acht derselben. Von den Eisenbahnwagen werden sie dann mit großer Sorgfalt auf Wagen geladen, die wieder so gebaut sind, daß die Kisten so tief wie möglich zwischen die Achsen deräder einsinken können.

Der hohe Preis des Spiegelglases und die Gefahr des Zerbrechens, auch nachdem es in den Gebäuden angebracht ist, gibt natürlich zahlreichen Spiegelglas-Versicherungs-gesellschaften ein ausgedehntes Betätigungsgelände. Je nach der Lage des Gebäudes wird die Prämie bestimmt, da die Gefahr des Zerbrechens natürlich sehr von der örtlichen Situation abhängt.